Rhein und Düssel

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den „Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nro. 44 — Sonntag den 4. November — 1906

Spieler.

(2. Fortsetzung.)

Moderner Kultur-Roman von Hans Hyan.

(Nachdruck verboten.)

VII.

Martin Minderstedt hatte wirklich in Berlin zu tun. Sein großes, gut prosperierendes Unternehmen warf jedes Jahr eine schöne Summe ab und bis vor einem halben Jahr durfte sich Minderstedt einen wohlhabenden Mann nennen. Damals hatte er zu spielen angefangen und seitdem . . . Er seufzte tief auf, wenn er daran dachte, wie sich seit dieser Zeit seine Verhältnisse verschlechtert hatten . . .

Teils um seine fortwährenden Spielverluste zu decken, andererseits aber auch, weil er alles, was einkam, seiner Leidenschaft opferte und so bei eintretender Zahlungsverbindlichkeit immer in Schwierigkeiten geriet, hatte er sich in umfangreiche Wechselgeschäfte eingelassen. Es liefen von ihm Akzepte über Akzepte und er war eben auf dem Wege zu seinem Geldgeber, um einige Papiere zu prolongieren und ein neues zu diskontieren.

Im Süden der Stadt, in einer der breiten, neuen Straßen, die von Fuhrwerken und Menschen wimmeln, da wohnte der Mann in einem häßlichen, grauen Hause.

Der Ziegeleibesitzer ließ seine Droschke warten und eilte hastig die zwei Treppen hinauf. Auf sein Klingeln öffnete ein bleichsüchtiges Mädchen, das in dem Wartezimmer an einem kleinen Tischchen saß und Adressen schrieb.

Sonst war der mäßig große Raum, dessen nach dem Hof hinliegendes Fenster selbst an diesem schönen Tage wenig Licht hereinließ, mit verschossenen Plüschmöbeln und einem wackligen Tisch ausgestattet, auf dessen brauner Decke ein komplizierter Apparat stand, von dem niemand wußte, was er da sollte, der aber in Wahrheit zum Zigarrenabschneiden und -anstecken bestimmt war.

Sonst gab es da einen Regulator und ein paar Bände zerlesener Zeitschriften, in die keiner der hier sitzenden, vom Durst nach Geld verzehrten Menschen hineinsah.

Es saßen auf dem vielfach defekten Sofa, den Sesseln und Stühlen im ganzen sechs Personen, darunter eine Frau, die dem Ziegeleibesitzer wegen der fast klassischen Schönheit ihres bleichen Gesichts auffiel.

Sie sah fortwährend nach der Tür, die in das Privatkontor des Agenten führte und, als sich diese endlich öffnete und der Besucher heraustrat, stürzte sie förmlich vor.

„Bitte, bitte!“ wehrte der Agent, dessen rothaariger Kopf in der Türspalte sichtbar wurde, und Minderstedt gewahrend, sagte er ruhig zu der Dame:

„Sie verzeihen wohl noch eine Minute, gnädige Frau, den Herrn dort erwarte ich schon seit geraumer Zeit! . . .“

Der Ziegeleibesitzer wollte an der Frau vorbei ins Zimmer treten, da traf ihn aus den großen düsteren Augen ein so flehender, beschwörender Blick, daß er sich zurückzog und mit den Worten:

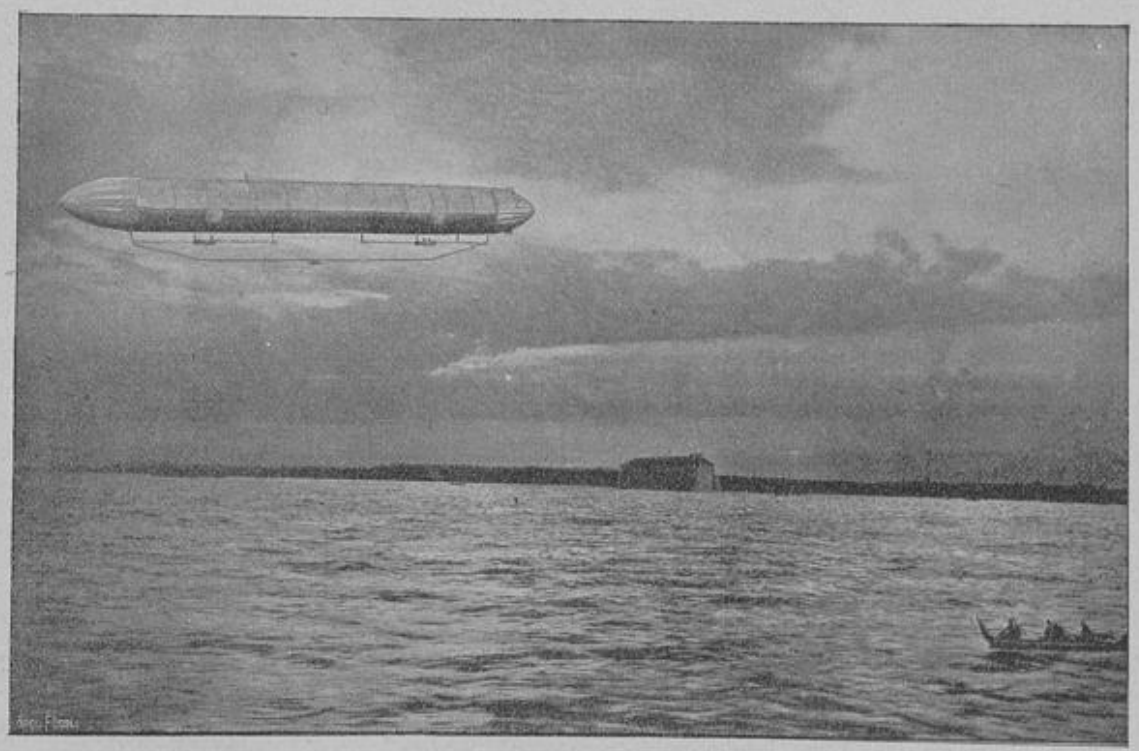
„Bitte, Herr Roth, fertigen Sie doch erst die Dame ab . . . ich kann solange schon noch warten! . . .“

Mit einem Blicke voll des heißesten Dankes ging die Frau an dem Ziegeleibesitzer vorüber in das Gemach des Agenten, der sie mit leichter Verbeugung empfing.

Minderstedt setzte sich wieder in einen der Sessel . . . Was hatte er schließlich zu versäumen? . Die Hauptsache war, daß er Geld bekam, um spielen zu können, heute nacht! . . . . Denn einmal, einmal mußte er's doch wieder einholen! Die Karten können doch nicht immer gegen ihn sein! Das grenzte ja schon an Hexerei, mit welcher Regelmäßigkeit er jetzt verlor! . . . Und zwar immer wieder so, daß er im Anfang, wo er noch besonnen und mit kleineren Einsätzen pointierte, ein wenig gewann; kam er dann aber mit größeren Beträgen — denn die kleineren halfen ihm ja nicht, damit kam er nicht wieder zu seinem Gelde! — sowie er mal 'n Fünfhunderter oder gar einen Tausendmarkschein setzte, sofort schlugen die Karten gegen ihn . . . das war zum Verrücktwerden! . . .

Er hatte weit über hunderttausend Mark verloren in der letzten Zeit . . . wenn seine Frau das wüßte . . .

Bei dem Gedanken an seine Familie überkam den Spieler ein schreckliches Gefühl . . . Die Erkenntnis seiner Schuld wurde doppelt schwer und schmerzlich in ihm und drückte ihn fast zu Boden . . .



Der Ballon Zeppelins in 400 Meter Höhe. (Siehe Seite 8.)

Und wie er jetzt um sich sah und die andern Personen, die hier saßen und warteten, anblickte, da grinste ihm dieselbe Sorge, die nämliche Angst, die in seinem Herzen wühlte, aus all diesen ergrauten und gramvollen Gesichtern entgegen.

Bisher war es im Nebenzimmer still gewesen. Jetzt plötzlich hörte man einen heftigen Aufschrei aus offenbar weiblichem Munde:

„Haben Sie Erbarmen, Herr Roth! . . . Ich muß es haben! . . . Ich muß es haben! . . ." — Und dann wildes, anhaltendes Schluchzen.

Die Stimme des Geldgebers hörte man nicht, er sprach wohl absichtlich leise. Aber das Weinen hörte nicht auf, bis schließlich die Tür geöffnet wurde und die Dame wieder erschien. Sie hielt sich das Tuch vor die Augen und wendete sich im Türrahmen nochmals mit einer leise gestammelten Bitte dem Agenten zu.

Der zuckte die Schultern und sagte, ebenso gedämpft: „Ich will sehen, was sich tun läßt! . . ."

Dann zu dem Ziegeleibesitzer gewandt, setzte er hinzu:

„Bitte, Herr Minderstedt! . . ."

Aber die Frau schien noch nicht die Kraft zu haben, nun fortzugehen. Sie schwankte zu dem Sessel hin, den der Ziegeleibesitzer bisher innegehabt hatte, und ließ sich dort nieder.

Sich voller Mitgefühl nochmals nach ihr umsehend, verschwand Minderstedt im Privatkontor.

„Was wollte denn die Frau bei Ihnen, Herr Roth?" war seine Frage.

Der Agent zuckte die Achseln.

„Was sie alle bei mir wollen: Geld! . . . Geld! . . Möchte bloß wissen, wo ich all die Reichtümer hernehmen soll! . ."

„Na, sie schien es doch aber so sehr nötig zu brauchen . . . wieviel wollte sie denn? . . . Das heißt, wenn es nicht indiskret ist, danach zu fragen."

Der Agent hob wieder, mit der bei ihm zur Gewohnheit gewordenen Geste die Achseln; dabei krümmte sich sein großer, voller Körper ein wenig und das dicke, mit roten Pickeln übersäte Gesicht bekam einen zwischen Langeweile und Resignation schwankenden Ausdruck.

„Was soll da indiskret sein! . . . Das ist doch Geschäft! . . . Übrigens, was sie hat haben wollen, die Frau? . . . Dreihundert Mark . . . Dreihundert Mark so ohne jede Sicherheit, einfach bloß auf ihr glattes Gesicht hin! . . ."

„Na, es schien doch aber, Herr Roth, als ob sie das Geld wirklich nötig brauchte . . ."

„Ich will Ihnen mal was sagen, Herr Minderstedt!" Der Agent nahm seine goldene Brille von der Nase und fing an, sie energisch zu putzen. „Wenn ich allen Leuten, die zu mir kommen, Geld geben wollte, dann hätte ich selber bald keinen Pfennig mehr! Brauchen tun sie's alle furchtbar nötig! . . . Aber ich bin Geschäftsmann, das Geld ist meine Ware und wer mir nichts dafür bieten kann, dem geb' ich auch nichts . . ."

Er sah sein Gegenüber an und lächelte.

„Nein, nein," sagte er dann, „es ist wirklich so! . . . Seh'n Sie mal, ich habe doch Frau und Kind . . . na ja, und im übrigen, wir haben doch wichtigeres miteinander zu reden; bringen Sie mir Deckung für das Akzept, das morgen fällig wird, ja . . . Dreitausend Mark und die Zinsen . . .

Minderstedt schüttelte den Kopf.

„Nee, Herr Roth! . . . Im Gegenteil, ich muß Geld haben! . . ."

„So! . . ." Der Agent ging an sein Pult, das in dem kleinen, sehr einfach eingerichteten Raum neben dem Geldschrank stand, und blätterte in Papieren. Dann drehte er sich, einen Zettel in der Hand, wieder herum und sagte, Minderstedt ernst ansehend:

„Wissen Sie, wie hoch sich Ihre Wechselverpflichtungen bei mir belaufen . . . im ganzen? . . ."

Minderstedt blickte zu Boden, kaute ein bißchen an seinem Schnurrbart und sagte dann:

„Ja, so ungefähr Fünfzigtausend . . ."

Der Agent schüttelte den Kopf.

„Über sechzig . . . bitte, hier ist die Aufstellung. Nun sehen Sie mal, Herr Minderstedt, ich weiß, daß Sie selbst 'n wohlhabender Mann sind und daß Sie einen reichen, sehr reichen Schwiegervater haben, der die paar tausend Mark mit der linken Hand bezahlen kann, das weiß ich auch! Aber 's geht mich ja nichts an, um so mehr als Sie selbst mich noch nicht zu Ihrem Vertrauten gemacht haben . .", er räusperte sich, „sehen Sie mal, Herr Minderstedt, ich höre hier doch auch so manches! Sie sind ja nicht der einzige aus Ihren Kreisen, der hierher kommt, um Geld zu holen! . . ."

Der Ziegeleibesitzer zwang sich zu einem Lachen, obwohl ihm nicht so zumute war.

„Das glaub' ich, Herr Roth . . ."

Der Agent ließ sich aber nicht beirren.

„Mit einem Wort, Herr Minderstedt, ich weiß, daß Sie das Geld nicht für Ihren Geschäftsbetrieb nötig haben! . . ."

„Nee," entgegnete dieser aufrichtig, „der funktioniert Gott sei Dank auch so! . . ."

„Aber wie lange noch, Herr Minderstedt, wie lange?! . . ."

Der Ziegeleibesitzer zuckte die Achseln. Dann sagte er, abermals mit einem Versuch zu scherzen:

„Also, Sie wollen mir wirklich 'ne Standpauke halten, ja?"

Der Agent legte seinen Zettel weg, dann sagte er kopfschüttelnd:

„Nein, dazu habe ich ja kein Recht . . . aber, Herr Minderstedt, ich kann Ihnen kein Geld weiter geben! . . ."

Der erschrak und, so sehr er sich auch bemühte, es gelang ihm nicht, seine Bewegung zu verbergen . . . diese Weigerung des Agenten hatte ihn, wie von einem Blitzstrahl grell beleuchtet, seine Situation mit einem Male übersehen lassen . . .

Wenn Roth ihm jetzt den Kredit sperrte, dann konnte, dann mußte er schon in allernächster Zeit in geschäftliche Verwicklungen geraten! . . . Und der Trost, daß der Agent dann selbst um sein Geld käme, war auch nur ein scheinbarer; der Wert der Ziegelei mit den dazu gehörigen Liegenschaften war, selbst wenn sie gerichtlich verkauft wurden, so bedeutend, daß neben vielen andern Gläubigern auch Roth voll befriedigt worden wäre . . .

Das sagte ihm Minderstedt und daß er somit doch absolut nichts zu fürchten habe, wegen seines Geldes! . . .

„Nein, nein! . . ." Der Agent schüttelte eigensinnig den rothaarigen Kopf, dabei fortwährend an dem dicken, ebenso fuchsigen Schnurrbart drehend . . . Das wär es auch nicht! Aber er wollte sich nicht zum Mitschuldigen machen! Denn offen gestanden: die Spielleidenschaft eines andern noch unterstützen, das hieße in seinen Augen selbst eine schlimme Sünde begehen! . . . Ob er denn gar nicht an seine Familie dächte?!

Der Ziegeleibesitzer hätte ihm am liebsten jetzt mit einer ganz groben Redensart gedient . . . aber er brauchte ihn doch! Er war verloren ohne die Hilfe des Agenten! . . . so mußte er gute Miene zum bösen Spiel machen und sagte:

„Hören Sie mal, das Geld — nebenbei bemerkt: Zehntausend — das muß ich haben! Und nicht, wie Sie anzunehmen scheinen, um damit zu spielen, sondern, weil es mir im Geschäft fehlt! . . . Weil ich es absolut notwendig gebrauche! . . . Ja, ja, schütteln Sie nicht den Kopf, Roth, ich brauch' es! . . ."

Mit seiner bekannten Manier, die Schultern zu heben, sagte der Agent hartnäckig:

„Dann zahlen Sie mir erst, was Sie mir schulden! . . . dann können Sie auch wieder neues Geld kriegen . . ."

„Ach!" Der Ziegeleibesitzer wurde nun doch böse, „reden Sie doch nicht so! . . . Wie kann ich Ihnen denn heute zahlen?! . . . Aber, und nun passen Sie gefälligst auf, ich gebe Ihnen eine Sicherheit für die Sechzigtausend! . . . na? . . . sind Sie nun zufrieden?"

Der Agent überlegte, endlich sagte er:

„Und worin besteht die? . . . Worin besteht die Sicherheit? . . ."

„In . . . in . . . in . . . na, sagen Sie doch selbst, Mensch, worin sie bestehen soll?"

„In der Villa, die Sie bei Paulsborn haben . . ."

Der Ziegeleibesitzer war ganz starr . . . Die Villa? . . . ja, aber die konnte er ja gar nicht verpfänden! . . .

Ganz verstört sagte er:

„Die Villa? . . . na, die ist doch aber das Zehnfache wert, lieber Freund!"

„Ganz recht," sagte der Agent, „wenn ich so riskante Geschäfte mit Ihnen mache, will ich auch nach jeder Richtung hin gedeckt sein . . . im übrigen bin ich kein Wucherer, ich verpflichte mich gern, Ihnen, falls es wirklich mal zum Verkauf kommt, das, was die Villa mehr bringt, wieder herauszuzahlen! . . ."

Minderstedt stützte den Kopf in die Hand und tat, als überlege er sich den Vorschlag des Agenten reiflich. In Wahrheit aber bebte er innerlich vor der neuen Schuld, die er auf sich laden wollte. Diese Villa gehörte ihm ja gar nicht, sie war das Eigentum seiner Frau, die nicht mit ihm in Gütergemeinschaft lebte. Denn sein Schwiegervater, der Bankier Braunstein, hatte auf seine Anfragen vor der Hochzeit nur halb befriedigende Auskünfte über seinen Tochtermann erhalten und deshalb' als sorgsamer Vater und vorsichtiger Geschäftsmann allen Eventualitäten die Spitze abgebrochen durch einen sehr klug aufgesetzten Ehekontrakt . . .

„Na," meinte der Ziegeleibesitzer mit einem heimlichen Seufzer, „wenn Sie schon nicht anders wollen! . . . Was bleibt mir denn weiter übrig! . . . Und schließlich," versuchte er sich selber zu trösten, „schließlich ist es ja auch nur eine reine Formsache!"

„Ja," sagte der Agent, „wenn ich mein Geld kriege! . . . wir müssen uns dann heute nachmittag beim Notar treffen . . ."

„Ist denn das nötig, lieber Herr Roth?"

Der Agent bog seinen dicken roten Kopf tief herunter.

„Jawohl, alles muß seine Ordnung und seine Richtigkeit haben! . . ."

„Aber fünfhundert Mark brauche ich jetzt gleich!" meinte der Ziegeleibesitzer, „ich habe da eine kleine Zahlung zu leisten und möchte gerade den Mann auch nicht eine Stunde warten lassen . . . . nichts bringt einen mehr um sein Renommee, als solche kleine Läpperschulden . . ."

Der Agent nickte.

„Ganz recht . . . Und Sie, Herr Minderstedt, Sie müssen doppelt darauf bedacht sein, sich Ihren guten Ruf zu erhalten . . . Denn gerät die Geschichte erst mal ins Schwanken . . . na, Sie wissen ja schon! . . . hier ist die Quittung über fünfhundert . . . unterschreiben Sie gefälligst und lassen Sie mich, bitte," — er ging an den Geldschrank, den er aufschloß, um fünf blaue Scheine herauszunehmen, — „. . . am Nachmittag beim Notar nicht zu lange warten! . . ."

„Unbesorgt!" machte Minderstedt und verließ mit einem Händedruck das Privatkontor.

VIII.

Sowie der Ziegeleibesitzer den Fuß aus der Tür setzte, sprang die Frau, die noch immer den Platz im Sessel einnahm, auf und wollte wieder zu dem Agenten hinein.

Der trat ihr aber sehr energisch entgegen und sagte, ohne besondere Höflichkeit:

„Ich habe Ihnen doch schon Bescheid gegeben, gnädige Frau . . . und wenn Sie mich jetzt hier noch länger aufhalten, dann muß ich Sie bitten, mein Geschäftslokal zu verlassen! . . ."

Die Frau wich zurück. In ihr blasses Gesicht kam eine brennende Röte, sie stammelte:

„Verzeihung! . . . ich wollte nur . . ."

Aber dann drehte sie sich, offenbar jetzt überzeugt von der Nutzlosigkeit ihrer Bemühung, hastig um und ging schnell nach dem Ausgang.

Träumerei. Nach dem Gemälde von F. M. Bredt. (Siehe Seite 8.)

Dort traf sie auf den zögernden Minderstedt, der ihr höflich den Vortritt ließ, um ihr dann zu folgen.

Sie ging ziemlich schnell und er beschleunigte, ohne eine bestimmte Vorstellung zu haben, weshalb er das tat, seine Schritte ebenfalls.

So eilten sie über den Hof, traten fast gleichzeitig auf die Straße und, merkwürdig angezogen von dem frauenhaften Reiz, den graziösen Bewegungen ihrer schlanken Gestalt, folgte ihr der Ziegeleibesitzer.

Sie sah sich um und ging schneller.

Er ebenfalls.

Der Weg ging durch ein Gewirr von Querstraßen, über Plätze und Brücken, durch eine Gegend, die er nicht kannte . . .

Ein paarmal war sie stehen geblieben und hatte ihn dann mit rätselhaften Blicken gemustert, wenn er an ihr vorbeischritt. Danach ging auch sie weiter und es schien dem Manne so, als beachte sie sein Nachsteigen absichtlich nicht mehr.

Er selbst fragte sich, ob es wohl nur das Mitgefühl sei, was ihn ihr folgen ließ? . . . Wäre er einer weniger schönen, am Ende gar häßlichen Person auch so nachgegangen? — Nein, das wohl nicht, aber ohne daß diese Frau ihn durch ihre Verzweiflung so aufmerksam auf sich gemacht hätte, wäre er sicherlich trotz der interessanten Erscheinung seiner Wege gegangen.

Jetzt wäre er fast auf sie losgerannt, denn sie war plötzlich stehen geblieben und sich umdrehend und ihn aus ihren großen Augen mit gequälten Blicken ansehend, sagte sie mit trauriger Stimme:

„Was wollen Sie denn von mir? . . . Sie müßten doch gesehen haben, daß mir der Kopf nicht nach Abenteuern steht!"

„Pardon!" erwiderte Minderstedt, „aber wer sagt Ihnen denn, daß ich auf Abenteuer ausgehe? . . . Ich denke ja gar nicht dran!"

Ihre Stimme hatte einen harten und bittern Klang, als sie darauf erwiderte:

„Was könnten Sie denn sonst von mir wollen? . . . Aber nein!" fügte sie rasch mit leidenschaftlicher Stimme hinzu, „um den Preis nicht! Alles, alles will ich tun, wenn er es auch nicht um mich verdient hat . . . nur das nicht! . . ."

„Kommen Sie," sagte Minderstedt und berührte leicht ihren Arm, „wer ist es denn, um den Sie sich sorgen?"

„Mein Mann," ihre Stimme versank ganz in Gram, „mein Mann ist es! . . ."

„Für den brauchen Sie dreihundert Mark? . . . Ja, was hat er denn . . .?" Minderstedt unterbrach sich, das von neuem erwachende Mißtrauen in ihrem schönen Gesicht bemerkend, und sagte:

„Denken Sie nicht, daß ich bloß aus müßiger Neugier so frage! Ich bin imstande, Ihnen zu helfen und ich will es tun, wenn Sie sich mir anvertrauen wollen . . . warum ich das will? . . . nun, das kann Ihnen ja am Ende gleich sein! Nehmen Sie an, ich hätte gelobt, irgend einem Menschen eine Wohltat zu erweisen und Sie seien mir nun gerade in den Weg gelaufen! . . ." — Daß er ihr das Geld geben wollte, weil er vor dem Schicksal selber Angst hatte, das ihm zu zürnen schien — gewissermaßen als ein Opfer an die Dämonen seiner frevelhaften Leidenschaften, das konnte und wollte er ihr doch nicht sagen! . . .

Sie sah ihn an und forschte in seinen Zügen. Dann meinte sie:

„Schließlich ist es ja wirklich egal, warum man einem hilft! . . . Aber ich bitte Sie, mein Herr, erwecken Sie keine Hoffnungen in mir, die Sie nachher nicht verwirklichen wollen oder können! Wenn Sie ahnten, wie viele Mühsal, wieviel Demütigungen und Qual ich in den letzten drei Tagen erlitten habe! . . . Noch heute früh, da war ich bei meiner Schwester, die in glänzenden Verhältnissen lebt . . . Aber das interessiert Sie ja nicht! Sie wollen wissen, wieso . . . warum ich das Geld haben muß . . . sehen Sie . . ."

Und nun hörte Minderstedt einer jener kleinen Tragödien, wie sie in der Großstadt, deren Verlockungen für schwache Naturen zu stark sind, so häufig vorkommen.

Frau Meta Treuhart hatte einen Mann geheiratet, dessen Jugendliebe sie schon gewesen war. Die erste Zeit dieser Ehe mußte sehr glücklich gewesen sein, denn die Frau sprach jetzt noch mit einer Innigkeit, einer so leidenschaftlichen Empfindung davon, daß es dem Zuhörer ganz warm ums Herz wurde.

Der junge Gatte war in einem Getreidebankgeschäft angestellt und verwaltete dort die sogenannte Haferkasse. Er war auch pflichttreu und fleißig, bis er eines Tages in einem Restaurant zufällig mit Spielern zusammen kam. Und von da an begann das Unglück der beiden Gatten. Seine Liebe verging am Feuer dieser unheimlichen Leidenschaft, er opferte alles dem Spiel . . .

„Ach, ich hätte ja gern gedarbt mit ihm!“ sagte die junge Frau mit Tränen in der Stimme, „aber ich sah voraus, wie das eines Tages enden würde! Und so ist es denn auch gekommen: mein Mann . . .“ sie konnte kaum weiterreden vor Schluchzen, „mein Mann hat sich an der Kasse vergriffen . . . nun steht er vor der Entdeckung, wenn ihm nicht jemand hilft! . . .“

Die Dunkelheit war inzwischen hereingebrochen, ein feiner Nebel senkte sich an dem kalten Winterabend hernieder und umspann die Laternen mit einem rötlichen Schimmer . . .

Dem Ziegeleibesitzer krampfte sich das Herz zusammen beim Anblick der weinenden Frau. Vielleicht standen jetzt auch Tränen im Auge seines eigenen Weibes, das daheim sich um ihn grämte.

Aber hier konnte er helfen! Und er wollte helfen, weil er so vielleicht ein wenig von dem gut machen konnte, was er selbst gesündigt hatte . . .

Er griff in seinen Rock und holte die Brieftasche hervor.

Sie sah das und sagte freudig bewegt:

„Also wirklich? . . . Sie wollen uns wirklich helfen? Aber, ich kann das nach all den fehlgeschlagenen Versuchen beinahe gar nicht mehr glauben! . . . Aber nein, geben Sie das Geld nicht mir! . . . Ihm selbst sollen Sie es geben, ja? . . .“ und nachdenklich setzte sie hinzu, „es ist auch besser, er kann dann gar nicht auf böse Gedanken kommen! . . Da drüben wohne ich!“

Sie ging über den Damm der Querstraße in ein Haus hinein. Minderstedt folgte ihr, vier Treppen hinauf.

„Wie er sich freuen wird!“ sagte sie mit einem Ton, dem man den inneren Jubel anhörte, „denn er sitzt jetzt sicher oben und zermartert sich den Kopf und erwartet mich! . . .“ Und nach einer Pause, während sie die letzte Treppe hinaufstiegen, meinte sie fast heiter:

„Ja, wenn er mich nicht hätte . . . Warten Sie,“ sagte sie dann, als sie beide oben vor der Korridortür standen, „ich werde gar nicht erst klingeln! . . .“

Und sie nahm aus ihrem Handtäschchen den Drücker und schloß leise auf.

Drinn rief sie: „Egon!“ aber es antwortete niemand.

„Ist er also doch noch nicht zu Hause!“ sagte sie enttäuscht, „warten Sie, ich mache gleich Licht!“

Minderstedt blieb draußen auf dem Korridor stehen, bis sie mit der angezündeten Lampe kam und ihn herein nötigte.

„Er muß ja jeden Augenblick kommen,“ ihr selbst schien jetzt dieses Beisammensein zu zweien nicht recht zu behagen, „ich hätte es so gern gesehen, daß Sie selbst ihm gesagt hätten, was Sie über seinen Leichtsinn denken!“

Minderstedt nahm drei Hundertmarkscheine von den fünfen, die er in der Tasche hatte, und gab sie ihr.

Sie war so erschüttert, daß sie, vor ihm auf die Knie sinkend, seine Hände nahm und sie küssen wollte . . .

In dem Moment klapperte der Schlüssel in der Entreetür.

„Stehen Sie doch auf,“ sagte der Ziegeleibesitzer rasch, „ich bitte Sie, um Gottes willen! . . .“

Sie erhob sich etwas verwirrt und sah ihn an; und für einen Augenblick hatte er das Gefühl, als drücke dieser Blick etwas anders und mehr als bloße Dankbarkeit aus.

Dann ging die nur angelehnte Tür auf. Der Mann, ein schlanker, blonder Mensch mit hübschem, flotten Gesicht, daß jetzt ein bißchen elend und übernächtig aussah, trat herein.

„Nanu,“ sagte der, „was ist denn das? . . .“ und, auf Minderstedt blickend, in wenig freundschaftlichem Tone: „Was will denn der Herr hier?“

„Egon!“ sie umschlang ihn zärtlich mit beiden Armen und sah ihm glückselig in das von Mißtrauen finstere Gesicht. „Der Herr da hat uns das Geld gegeben! . . .“

„So,“ sagte der Ehemann, ohne daß man seiner Stimme eine besondere Freude anmerkte, „wieso denn? . . . wo hast Du denn den Herrn kennen gelernt?“

Die junge Frau lachte hell auf.

„Du Dummerjahn! . . . Anstatt sich zu freuen und glücklich zu sein, wirst Du am Ende hier noch den Eifersüchtigen spielen! . . . Ach, bitte, mein Herr, sagen Sie ihm doch mal, wo wir uns kennen gelernt haben! . . .“

Dem Ziegeleibesitzer fing die Sache schon an peinlich zu werden und er wünschte bereits, sich gar nicht mit der ganzen Angelegenheit befaßt zu haben.

Er sagte nun ein paar schickliche Worte und wollte sich dann rasch empfehlen. Aber sie ließ ihn nicht so schnell fort.

„Nein, nein,“ rief sie, „Sie haben mir doch versprochen, diesem Taugenichts ein bißchen den Kopf zurechtzusetzen! . . . Damit er es wenigstens nicht wieder tut und seine arme Frau fast zur Verzweiflung bringt! . . .“

Minderstedt mußte innerlich lachen. Das gab ihm seine Ruhe wieder und machte ihn vollständig zum Herrn der Situation. Er, der selbst so sehr gescholten hätte werden müssen, er sollte hier auf einmal den Sittenrichter spielen, sollte diesem armen Sünder, der jetzt, wo er die blauen Scheine sah, ganz klein wurde und wohl alles gern über sich ergehen ließ — dem sollte er Moral predigen! . . .

Aber da man es von ihm verlangte und da es sozusagen zugehörte zu seiner Wohltat, nun so tat er es eben! Und er wunderte sich selber, wie gut es ihm vom Munde ging, als er Abschied nehmend und von Segenswünschen begleitet, noch sagte:

„Also ich hoffe, daß ihnen dieses eine Mal eine Lehre sein wird und daß sie sich nie wieder verleiten lassen werden, eine Karte anzurühren!“

Unten auf der Straße sah er zufällig die Hausnummer: 10. Und da er nicht gleich eine Droschke fand, blickte er auch an der Ecke auf das Straßenschild, auf dem er mit einiger Mühe „Putbuserstraße“ entzifferte.

Dann sah er auf die Uhr und fand, daß es die höchste Zeit war, zum Notar zu fahren. (Fortsetzung folgt.)

Agentenlatein.

Ein Beitrag zur modernen Kolonialgeschichte.

Von Siegbert Salter.

(Nachdruck verboten.)

In einem jener zierlichen, in weiß und gold gehaltenen Cafés des Boulevard des Capucines in Paris saßen eines Nachmittags etwa ein halbes Dutzend Agenten.

Die Herren schmauchten behaglich ihre Zigaretten, schimpften ein Erkleckliches über die Tabaksteuer, erzählten von ihren unglaublichen Erfolgen und bewiesen, daß Latein keineswegs zu den toten Sprachen gehört. Eben gab der kleine forsche Monsieur Letoupet eine seiner Geschichten zum besten, die sich stets durch historische Treue der Schilderung auszeichneten.

„Warum unsere Schreibmaschine den Namen Madagaskar trägt?“ hub er an. „Ganz einfach, weil ihr zum Teil die Eroberung dieser Insel zu danken ist. Das war — na, es mag wohl um 95 herum gewesen sein. Ich war damals noch nicht Generalvertreter der „Madagaskar“, als den Sie mich heute kennen, sondern simpler Bataillonsschreiber. Unser Regiment hatte sich unter General Duchêsne nach der „Insel der wilden Schweine“ — so nennen die Madagassen ihre Heimat — eingeschifft und war wohlbehalten in Mojanga gelandet. Nach Überschreitung des Betzitoka und der ruhmreichen Einnahme von Meratanana gelangten wir wohlbehalten in Andriba an.

Wir saßen, wenn ich so sagen darf, recht tief in der Tinte. Die Vorräte gingen zur Neige. Absinth war kein Tropfen mehr aufzutreiben; die Zeitungen trafen unregelmäßig ein und der Telephonverkehr war auf der ganzen Insel unterbrochen. Es ist sonst keine üble Gegend da drüben. Viel grünes Zeug wächst da herum. Zwischen unglaublich hohen Bergen fließen unglaublich tiefe Ströme, die man nur schwimmend trockenen Fußes überschreiten kann. Wenn es zufällig nicht regnet, brennt einem die Sonne mörderisch auf den Pelz und wenn mal die Sonne zufällig ein Einsehen hat, gießt es in Kübeln.

Andriba selbst ist ein gottverlassenes Nest; kein Café, kein Theater, kein Kabarett; nicht mal eine Herberge. Ein Billard ist im ganzen Nest nicht aufzutreiben. Also langweilig zum Einschlafen. Wir waren deshalb alle froh, als der Befehl erging zu einer gewaltsamen Rekognoszierung in der Richtung auf Antananarivo, die Hauptstadt des Landes. Nur ich allein erhielt den Auftrag, zurückzubleiben und Proklamationen an das gute Volk der Malgaschen auszuschreiben.

Ich sitze also in meinem geräumigen Asbestzelte. Vor mir eine Schreibmaschine. Neben mir auf einem zierlichen, durch eine patentierte Vorrichtung gegen Umfallen geschützten Lyratisch ein Mimeograph, mit einer blau eingefärbten Platte im Rahmen. Eben war ich dabei, die herrlichen Vorteile einer französischen Oberherrschaft mit zierlichen Worten niederzutypen. Mein Regiment war schon seit einer Stunde ausgerückt und lautlose, wohltuende Ruhe lagerte über dem engen Tal, zu dessen Seiten himmelhohe, teilweise noch mit Schnee bedeckte Felsengebirge schroff emporragten.

Plötzlich ist es mir, als vernehme ich ein schleichendes Geräusch wie von behutsam schreitenden Katzenpfoten. Ich sehe von meiner Arbeit auf und was erblicke ich? Ein halbes Dutzend jener madegassischen Halunken steht vor mir und glotzt mit breitem Grinsen auf das emsige Arbeiten der Hebel und Typen meiner Maschine.

Ich muß hier einschalten, meine Herren, daß meine Schreibmaschine die erste war, die seit der Erschaffung der Welt im allgemeinen und der Afrikanischen Inseln im besonderen an den felsigen Gestaden des Eilandes der wilden Schweine gelandet war. Die Strolche hatten also ein solches Nonplusultra der Feinmechanik noch nie gesehen und glaubten gewiß, irgend ein Fetisch stecke in dem Teufelsding. Und immer mehr von den gelben Kerls . . .“

„Ich dachte, die Madagassen seien schwarz,“ konnte sich hier Monsieur Durand, der ewige Nörgler und Zweifler, nicht enthalten, einzuwerfen.

„Schon möglich,“ versetzte unser Erzähler, und nahm einen Schluck des langsam aber sicher wirkenden Giftes, das die höflichen Franzosen

Absinth nennen. „Schon möglich; aber, meine Herren, Sie können sich vorstellen, daß es mir infolge des Schreckens grün und gelb vor den Augen wurde; so daß ich für andere Farben momentan blind wurde. Denn, wie gesagt, immer mehr der Kerls strömten in mein Zelt, schlugen brüllend auf ihr Schild aus Rinderhaut und schwangen drohend ihre Lanzen. Ich sah, daß es ihnen nur so in den Fingern juckte, mir den Garaus zu machen und daß allein die Furcht vor dem sonderbaren Ding, auf dem ich mit fieberhafter Ruhe herumtypte, sie zurückhielt. Ich fühlte; wenn du auch nur eine Sekunde innehältst, bist du ein Kind des Todes und das Knochengerüst deines edlen Hauptes wird, in der unbarmherzigen Sonne bleichend, den Eingang eines Malgaschendorfes schmücken.

Ich war damals schon ein gewandter Typist, meine Herren; aber Sie mögen es mir glauben, nie in meinem Leben habe ich öfter daneben gehauen, als in jener ungemütlichen Stunde, wo die zwei Dutzend Wilden mir auf die Hände glotzten. Sie können sich gar nicht vorstellen, wie leicht man aus dem Konzept gerät, wenn man vergiftete Lanzenspitzen vor Augen hat. Und als nun gar die fünf Dutzend Halunken begannen, in einem gräßlichen Kriegstanz um mich herum zu hupfen, da hieb ich nur noch mechanisch auf die Tasten ein. Ganz wohl war's mir nicht dabei, ich gestehe es. Da stieß plötzlich einer der Tobenden gegen den Lyratisch und pardauz, flog er in weitem Bogen an die Erde, denn dem Ansturm von Naturvölkern widersteht selbst eine patentierte Vorrichtung nicht.

Die Farbtuben flogen natürlich mit und ergossen ihren blauglänzenden Inhalt auf die sauberen Grasmatten, womit meine sorgende Wirtin den Boden des Zeltes bedeckt hatte. Auch der Mimeograph und die Wachsplatten fielen zur Erde und rollten sich auf.

Mit einem durchdringenden Geheul stürzten die Kerls zu Boden, tauchten ihre schwarzen Zungen in das blaue Naß, rissen die Wachsplatten in Fetzen und fraßen sie auf, als wären's Eiswaffeln.

Man hat oft unserer Firma vorgeworfen, daß ihre Farben zu viel Öl enthielten. Nun, meine Herren, dieses Öl rettete mir das Leben. Dieses Öl tat seine Wirkung; selbst madagassische Verdauungsorgane konnten das nicht vertragen und nach fünf Minuten sah ich die schwarzen Strolche hinter den Gebüschen verschwinden.

Ich war gerettet! Es war aber auch die höchste Zeit, denn meine Arme begannen zu erlahmen. Schnell machte ich mich aus dem Staube und erreichte bald mein Regiment, das nun eilig zurückmarschierte, dem feindlichen Heere unversehens in den Rücken fiel und es völlig aufs Haupt schlug.

Mein Lebensretter aber trägt seit jenem Tage den Ehrennamen „Madagaskar".

Monsieur Letonpet schwieg, leerte sein Glas und ging stolz erhobenen Hauptes von dannen.

Orchideen an der Hoftafel.

In den berühmten „Briefen, die ihn nicht erreichten", schreibt die feinsinnige Verfasserin: „Der Speisetisch war übrigens ein wahres Entzücken! Ich habe noch nie eine solche Fülle von Orchideen gesehen, außer vielleicht in dem botanischen Garten von Kalkutta. Ich hätte sie gerne alle einzeln bewundert, die langen weißen Dolden, die vom Kronleuchter herabhingen, die grünlichen, braungeäderten, die wie kleine samtige Schuhe aussehen, in denen Feen nachts im Mondschein tanzen; die großen blaßlila, die auf ihren hohen Stengeln so stolz und abwehrend erscheinen, bis daß man ihre verlangend geöffneten purpurnen Lippen gewahrt. Orchideen kommen mir immer vor wie manche schöne Frauen, in deren Nähe man gleich fühlt, daß sie wunderbare, geheimnisvolle Dinge erlebt haben müssen. Ich wünschte, ich verstände die Orchideensprache! Es werden darin gewiß die seltsamsten Geschichten erzählt."

Die Hoftafel in Schönbrunn zu Ehren des deutschen Kaisers.

Diesen Orchideenzauber wird die illustre Gesellschaft gewahr, die Gast ist an der Tafel des Kaisers Franz Josef. Die „Wiener Mode", die uns auch das Bild der Hoftafel zur Verfügung gestellt hat, schreibt darüber: Die berühmten Schönbrunner Gärtnereien, für die seit Übernahme der Hofgartendirektion durch den Hofgartendirektor Anton Umlauft eine neue Ära des Glanzes gekommen ist, liefern pretentiöse, herrliche Orchideen, darunter schöne eigene Züchtungen, zur Ausschmückung der Hoftafel in luxuriöser Fülle. Unsere Damen wird gewiß eine solche grandseigneurale Blumendekoration der kaiserlichen Tafel interessieren. Wir zeigen in unserem nach einer wohlgelungenen Photographie hergestellten

Bilde die Ausschmückung der sogenannten großen Galerie im Schönbrunner Schlosse anläßlich der Galatafel, die zu Ehren des deutschen Kaisers im Juni dieses Jahres stattfand. Imposante Palmengruppen, deren edles Grün leuchtende Azaleen, Hortensien, Orchideen mit ihren Blütenwundern und blühende japanische Spierstaude ((Spiraea japonica) belebten, bildeten an den Wänden und in den Ecken des grandiosen, tausend Personen fassenden Saales mit seinem Dekor in Weiß, Gold und Freskomalerei anmutige Gruppen. Auf vier großen Ständern waren in geschmackvoller Anordnung die erlesensten Schönbrunner Orchideenzüchtungen zu schauen, und wie wenn man das Köstlichste der Gewächshäuser vor Kaiser Wilhelm hätte Revue passieren lassen wollen, verteilte man unter den Orchideen die glutroten, kindskopfgroßen Blumenkugeln der Brownea. Die Tafelaufsätze zeigten entzückende Arrangements von Orchideen, namentlich Kreuzungen von Cattleya und Laelia und Oncidium, dann in den Farben anmutig zusammenstimmende Rosen, Bougainvillea, Medinilla, die treffend den Beinamen magnifica führt, usw. Über das schimmernde Weiß der Tafel zogen sich 200 Meter zarter Girlanden von Asparagus Sprengeri und plumosus mit Bougainvillea- und Erica ventricosa-Blüten.

Bucephalus.

Humoreske von Fritz Brentano.

(Nachdruck verboten.)

Durchlaucht unterhielten als Fürst eines deutschen Bundesstaates selbstverständlich einen Marstall und als General der Infanterie und Regimentsinhaber selbstverständlich in diesem Marstall auch Reitpferde. Allerdings nur vier. Allein diese reichten vollständig für das persönliche Bedürfnis ihres Besitzers aus, da Durchlaucht seit langen Jahren schon mit der edlen Reitkunst auf etwas gespanntem Fuße standen und ihr nur noch in sehr seltenen Fällen, d. h. nur dann huldigten, wenn fürstliche Repräsentations- oder militärische Pflichten das Staatsoberhaupt zwangen, sich seinen Untertanen auf dem Rücken eines Rosses zu zeigen.

Bucephalus war ein merkwürdiges Tier, das allerdings verzweifelt wenig Ähnlichkeit mit seinem berühmten Vorgänger und Namensvetter, dem feurigen Schlachtengst des großen Alexander von Mazedonien hatte. Vielleicht war das in seiner Jugend der Fall gewesen, allein verbürgen konnte es niemand, da diese Zeit für das Gedächtnis der Lebenden zu weit zurücklag, die Toten aber keine Aufzeichnungen über den einstigen Charakter des fürstlichen Leibpferdes hinterlassen hatten. Jetzt war dieses an der äußersten Altersgrenze, die Mutter Natur der Spezies equus caballus gezogen hat, angelangt und ein sichtlich daseinsmüder philosophisch angehauchter Gaul, der unbekümmert um die Weltereignisse draußen und die Vorgänge in seiner nächsten Nähe, tagelang den Kopf träumerisch zwischen den Beinen haltend, in seiner vornehmen Box stehen konnte, wobei ihm zwei alte melancholisch gewordene Jagdhunde des Fürsten Gesellschaft leisteten, die längst keine Sehnsucht mehr verspürten nach den morgenduftigen Feldern und den rauschenden Wäldern des allerhöchsten Jagdgebietes und ihr Gnadenbrot in stiller Zurückgezogenheit im Marstall verzehrten.

Nur eines konnte den alten Bucephalus noch in eine gewisse Aufregung versetzen — das Heer der Schmeißfliegen, die ohne alle Rücksichtnahme auf die vornehme gesellschaftliche Stellung eines fürstlichen Leibpferdes, allzeit frech und lustig die Ohren des Vierfüßlers umschwärmten und auf dessen stark schäbig gewordenem Rücken höchst unangenehme Promenaden unternahmen. Freilich gab sich diese Aufregung weniger in heftigen Bewegungen, als in einem unmutigen Hinglotzen nach den unermüdlichen Ruhestörern kund, wobei aufmerksame Beobachter allerdings die Wahrnehmung hätten machen können, daß Bucephalus sichtlich von Zeit zu Zeit den schwachen Versuch unternahm, seinen auffallend langen Schweif als natürlichen Fliegenwedel zu benutzen, ohne daß es ihm jemals gelang, das Prachtstück auch nur um einen Zoll zu heben. Nichteingeweihte schrieben diese betrübliche Tatsache einer gewissen Lähmung der Rückenmuskeln des Leibrosses zu — die Eingeweihten aber wußten seit Jahren besseren Bescheid um diese Schwäche, in der das Geheimnis des Marstalles lag, das lange sorgsam gehütet, endlich doch und zwar außerordentlich ergötzlich, an das Licht der Sonne kommen sollte.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Bucephalus war immer der bevorzugte Liebling von Durchlaucht gewesen und darum auch von den Angestellten des Marstalls mit auserlesener Sorgfalt behandelt werden. Und da der Fürst ein abgesagter Feind des Englisierens und ihm jeder gestutzte Pferdeschweif ein Greuel war, so erfreute sich denn diese Zierde des Leibrosses einer ganz besonderen Pflege. Eines Tages aber glaubte der den edlen Vierfüßler speziell pflegende Stallknecht die Wahrnehmung zu machen, daß dessen Schweif eine bedenkliche Hinneigung zum Abmagern zeige, und nicht lange dauerte es, bis sich mit erschreckender Gewißheit herausstellte, daß Bucephalus an diesem äußersten Ende seines Körpers mit rapider Schnelligkeit seine Roßhaare verlor. Der von dem Wärter unter Zittern und Zagen endlich ins Vertrauen gezogene Stallmeister erschrak bis in den Tod, als er die Richtigkeit der ihm gemeldeten Tatsache konstatierte, und als gar der unter dem Siegel tiefster Verschwiegenheit konsultierte fürstliche Oberroßarzt nach einer gründlichen Untersuchung des geheimnisvollen Haarschwundes äußerst bedenklich den Kopf schüttelte. — — — —

Den alten Bucephalus schien der drohende Verlust seiner Schweifzier vollständig kalt zu lassen. Er ließ alle Rettungsversuche in stoischer Ruhe über sich ergehen und hob höchstens einmal schnuppernd den Kopf, wenn ihm der Geruch eines der angewandten Medikamente denn doch allzu scharf in die Nase stieg. Und man wandte vieles an — die unglaublichsten Mittel, selbst Haarwässer jeglicher Gattung, und als die Not am höchsten stieg, hatte der Herr Oberstallmeister sogar den ingeniösen Einfall, sich an die berühmte: „Ich Anna Czillag mit dem zweieinhalb Meter langen Riesenhaar" zu wenden, die ihm auch bereitwilligst sechs Töpfe ihrer unfehlbaren Tinktur abließ, ohne daß dadurch ein Roßhaar von dem Haupt — Pardon, Schwanz des Leibpferdes gerettet wurde.

Die ahnungslose Durchlaucht befand sich glücklicherweise auf der üblichen, mehrmonatlichen Sommerreise, als die Katastrophe eintrat, d. h. der alte Bucephalus vollständig schwanzlos wurde. Nur eine „Säule", die kahle Rübe, zeugte von „entschwundener Pracht", und trostlos starrten die Marstallbeamten auf diesen schäbigen Rest einstiger Herrlichkeit. Sie kannten die Schwäche des Fürsten für den fossilen Rappen und fürchteten nichts geringeres, als sämtlich zum Tempel hinausgejagt zu werden, wenn Durchlaucht bei Höchstihrer Zurückkunft den treuen Bucephalus in diesem trostlosen Zustand finden würde.

Da indessen bekanntlich der Himmel keinen Deutschen verläßt, am wenigsten aber das Personal eines fürstlichen Marstalls, so sollte diesem noch im letzten Augenblick die Rettung von einer Persönlichkeit kommen, an die gewiß keiner der an dieser Angelegenheit Beteiligten gedacht hatte — von dem Hoftheaterfriseur August Marzahn.

Dieser, ein geriebener junger Bursche, der sich in der Welt viel Wind um die Nase hatte wehen lassen, und erst seit kurzem den Posten an der fürstlichen Kunstanstalt bekleidete, sollte in wenig Monaten die einzige Tochter des alten Stallwärters Brockmann heiraten, dessen Pflege Bucephalus seit Jahren anvertraut war. Seit einigen Wochen schon war dem Bräutigam das sorgenschwere Wesen seines früher so heiteren Schwiegervaters in spe aufgefallen, und die düstere Ahnung beschlich ihn, daß dieser am Ende gar sein bescheidenes Vermögen, die Mitgift der Tochter, an der Börse verspielt oder sonstwie verputzt habe. Mit zäher Beharrlichkeit drang er solange in den Alten, bis dieser ihm endlich sein Herz ausschüttete und ihm den Grund seiner schweren Bekümmernis anvertraute.

Der Friseur atmete erleichtert auf. Also nur das war es? Er tröstete den Schwiegervater, versprach ihm, über die Sache nachzudenken und ging mit dem festen Vorsatz nach Hause, irgend einen Trick zu erfinden, mittels dessen der alte Brockmann und seine Stallkollegen aus ihrer Schwulität gezogen würden.

Nun, er war ein findiger Kopf und brauchte nicht lange zu sinnen. Eine Stunde später bereits rief er mit Archimedes sein „Heureka!", und am nächsten Morgen war er schon um fünf Uhr im Marstall, wo der Alte die Nachtwache hatte und besah sich beim matten Scheine einer Stallaterne den guten alten Bucephalus und dessen Schwanzrübe. Die gründliche Prüfung der letzteren schien zu seiner besonderen Zufriedenheit ausgefallen zu sein, denn als er sich wieder auf den Heimweg machte, klopfte er seinem Schwiegervater vergnügt auf die Schulter und sprach:

„Alles in Ordnung, Papa! Machen wir!"

Und er machte es wirklich. Denn acht Tage später — vierundzwanzig Stunden vor der Ankunft von Durchlaucht — prangte Bucephalus wieder im Schmuck eines Schweifes, wie er ihn selbst in seiner glanzvollsten Jugendzeit schöner nie besessen hatte, und auf den Gesichtern der Marstall-Angestellten jeglichen Grades strahlte es wie eitel Glück und Wonne, als die stark kurzsichtige Durchlaucht gleich nach ihrer Ankunft dem Stall einen Besuch machte und sich ganz besonders lobend über das gute Aussehen von Bucephalus aussprach.

Es würde den Erzähler aufrichtig freuen, wenn er seine kleine Geschichte hier schließen und den Leser im Vollgefühl der erfreulichen Tatsache lassen könnte, daß das durchlauchtige Lieblingspferd nun im bleibenden Besitz seines stolzen Roßschweifes geblieben sei. Leider aber darf er dies nicht, sondern muß als gewissenhafter Chronist bekennen, daß der geniale Schwindel August Marzahns, der mit Kunst und Geschick Bucephalus einen künstlichen Schwanz angedrahtet hatte, zwar zwei Jahre lang, also gerade so lang vorhielt, als Durchlaucht keine Veranlassung zum Reiten hatten, dann aber schmählich in die Brüche ging. Und das kam so:

Zum ersten Male seit mehreren Jahren fanden die großen Herbstmanöver wieder auf einem Terrain statt, dessen Mittelpunkt die fürstliche Residenz bildete. Und wenn auch Durchlaucht sich in Anbetracht ihres hohen Alters an dem „Krieg im Frieden" nicht direkt beteiligt hatten, so wollten Höchstdieselben es sich doch nicht nehmen lassen, bei der großen Schlußparade, die vor den Toren seines Hauptstädtchens stattfand, dem obersten Kriegsherrn das Regiment, dessen Inhaber der Fürst war und das einen Teil der Manöver-Armee bildete, persönlich vorzuführen.

Nicht ohne Besorgnis sahen die Marstall-Verschworenen dem Augenblick entgegen, wo der Landesherr in voller Generalsuniform zum ersten Male wieder den ausgeflickten Bucephalus bestieg oder vielmehr auf denselben halb gehoben, halb geschoben wurde. Aller Augen ruhten ängstlich auf dem Haarkünstlerwerk August Marzahns, und auf aller Lippen schwebte die Frage, ob dieses auch wohl halten würde.

Und es hielt. Ein Seufzer der Erleichterung entrang sich der Brust des Stallmeisters und seiner Untergebenen, als Durchlaucht endlich im

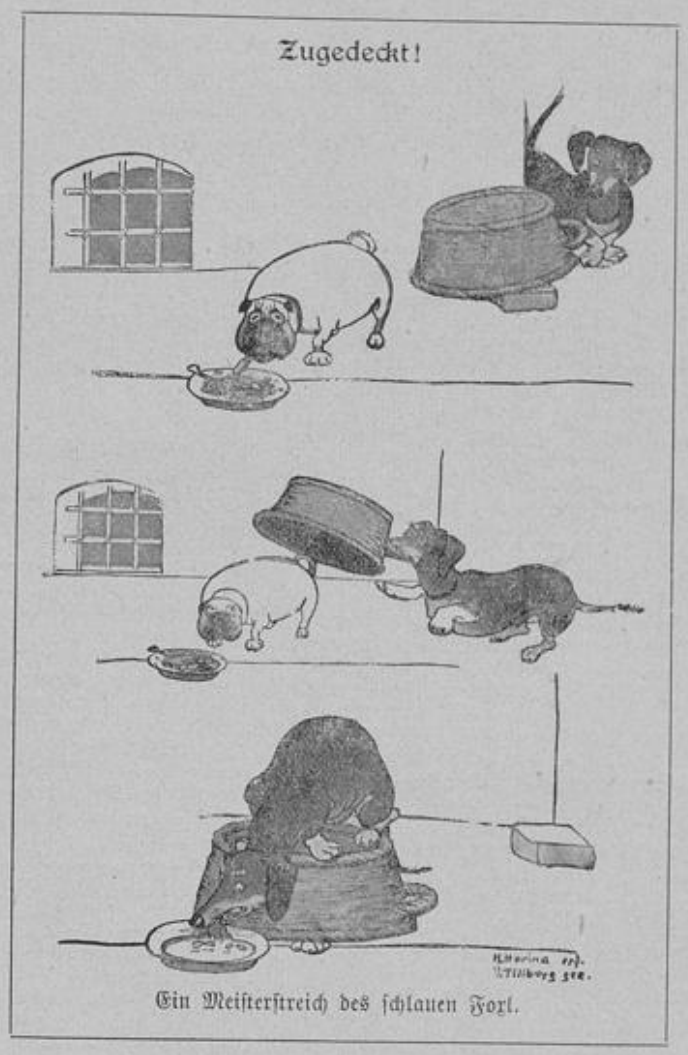
Sattel saßen und von zwei Adjutanten begleitet, in kurzem Trab zum Tore hinausritten, wo sie sich sofort der glänzenden Suite anschlossen, die den obersten Kriegsherrn umgab, der seinen fürstlichen Vetter höchst huldvoll begrüßte und dann alsbald den prächtigen Vorbeimarsch der Truppen beginnen ließ. Und jetzt nahte auch das Regiment von Durchlaucht — der feierliche Augenblick war da, wo diese den Degen zogen und sich an die Spitze desselben setzten. — Nun aber ereignete sich etwas Fürchterliches.

Die von allen Seiten schmetternden Klänge des Parademarsches mochten in Bucephalus alte kriegerische Erinnerungen wachrufen, seine müden Augen leuchteten noch einmal in jugendlichem Glanz, und zum Entsetzen seines fürstlichen Reiters bäumte er, wie von holdem Wahnsinn ergriffen, hoch auf, so daß Durchlaucht im Sattel wankten und nur durch den rasch heranreitenden Regimentskommandeur vor dem Fall bewahrt wurden. Bei dieser Gelegenheit aber prallten die beiden Pferde heftig aneinander, was Bucephalus, der solch unsanfte Behandlung absolut nicht gewohnt war, nicht passen mochte, denn er machte kehrt und jagte in gestrecktem Galopp über das Blachfeld, an den marschierenden Truppen, an den Tausenden von Zuschauern und endlich auch an dem obersten Kriegsherrn und dessen Gefolge vorüber und der Stadt zu.

Aber was war denn das? Plötzlich richteten sich Hunderte von Krimstechern und Operngläsern auf den alten Hengst, dessen langer Schweif an irgend einer Strippe auf dem Boden nachschleifte, während die kahle Rübe lustig in der Luft zitterte, als freue sie sich, endlich von ihrem Anhängsel befreit zu sein.

Ziehen wir einen Schleier über das Nachfolgende, über den Kampf zwischen dem krankhaften Lachreiz und der militärischen Disziplin, den die Soldaten heldenmütig ausfochten — über das komische Entsetzen des obersten Kriegsherrn und seiner Suite, die sich absolut dieses seltsame Naturspiel nicht erklären konnten, über den durch diesen Zwischenfall total verunglückten Abschluß der so glänzend begonnenen Parade und endlich über das furchtbare Wetter, das über die geständigen Marstallverbrecher hereinbrach — sich gottlob aber nach einigen Wochen vor der Sonne der durchlauchtigen Gutmütigkeit wieder verzog und einem fröhlichen Lachen des alten Herrn Platz machte.

Den schweiflosen Bucephalus aber hat er nie wieder bestiegen.



Ein Meisterstreich des schlauen Foxl.

Ein schnelles Wort.

Von Laura Frost.

(Nachdruck verboten.)

Das Feuer in der Küche in der Mansardenwohnung knistert laut. Soeben hat die kleine Frau, die so geschäftig aus der Stube herausgetrippelt kam, neue Kohlen aufgelegt. Nun steht sie noch einen Augenblick und schaut sich prüfend um. Es ist alles in Ordnung. Suppe und Kartoffeln sind fertig; das Fleisch legt sie erst in die Pfanne, wenn Gerhard zu Hause ist.

Wo er nur heute bleibt?

Es ist bereits drei Uhr, und er kommt sonst so pünktlich; er nimmt so viel Rücksicht auf seine alte Mutter.

Sie geht in die Stube zurück und greift nach dem Staubtuch. Zum Nähen hat sie keine rechte Ruhe, da er doch jeden Augenblick kommen kann. Sie wischt auf den Möbeln umher, die vor Sauberkeit glänzen, und tritt auch an den Schreibtisch des Sohnes. Liebevoll ruhen ihre Blicke darauf. Er hat ihn heute morgen selbst noch so eigen aufgeräumt, wie sie es liebt. Meistens macht sie das wohl; die Herren Studenten haben so wenig freie Zeit, und sie kann Unordnung in den Tod nicht leiden. Aber heute ist er tadellos. In der Mitte das Bild des verstorbenen Vaters, das sie ihm zur Einsegnung geschenkt hat — sie nimmt es in die Hand und blickt sinnend darauf. Was ist seit jenem Tage, als ihr seliger Mann dieses Bild machen ließ, alles geschehen! — Als Bräutigam hatte er's ihr geschickt, hatte sich an dem Tage photographieren lassen, als er die Nachricht von seiner Anstellung an dem Gymnasium der Hauptstadt erhalten hatte. Daher der Ausdruck des Glückes in dem lieben Gesicht. Sie hatten lange auf diese Anstellung warten müssen, viele lange Jahre. Ihre Jugend war darüber vergangen, und sie hatte fast gefürchtet, nun zu alt zu sein für den, der schon der Gefährte ihrer Kinderjahre gewesen war.

Die Augen der einsamen Frau leuchten auf in der Erinnerung an alle die Liebesworte, mit denen er damals ihre Zweifel zerstreute. Sie waren unbeschreiblich glücklich gewesen, und als nach einigen Jahren zwei kleine Knaben sie mit sonnigen Augen anlachten, da hatten sie keinen Wunsch mehr, sondern nur Dank für den Geber solchen Glückes gehabt.

Sie hatte viel später oft gesehen, daß auf Erden wunschloses Glück keinen Bestand hat, und daß der Mensch alle seine Freuden mit Schmerzen zahlen muß. Damals aber, als ihr der Mann aus der Schule gebracht wurde, sterbend, seiner Lebenskraft durch einen Blutsturz beraubt, da hatte sie die Verzweiflung gepackt und hatte sie fast zu Boden gedrückt. Und doch hatte sie sich beim Anblick ihrer Kinder wieder aufgerafft, um für sie den Kampf um das Dasein zu beginnen. Ein mühevoller, dornenreicher Kampf war es gewesen. Ihr Mann war noch nicht pensionsberechtigt gewesen, auf dem Gnadenwege erhielt sie einige Hundert Mark jährlich. Was bedeutete das für drei Menschen, die leben wollten! Sie arbeitete von früh bis spät für Geld, und Gott gab ihr Kraft und Gesundheit, so daß sie Hunger und Not von ihrer Tür fernhalten konnte. Dann starb ihr der eine Knabe, und sie senkte ihn blutenden Herzens hinab; aber sie murrte nicht. Sie hatte gelernt, sich zu fügen und sich zu bescheiden mit dem, was ihr gelassen war. War es doch noch so viel, ein liebes, zärtliches Kind, dem nun alle ihre Kraft gewidmet sein sollte.

Sie hatte bei ihrem Sinnen nicht auf den Ton der Glocke gehört. Nun schellte es heftiger; sie sprang erschreckt auf. Endlich! — Allein es war nur der Brotjunge; ganz befriedigt, daß es nicht der Sohn war, den sie zweimal hatte läuten lassen, setzte sie sich wieder an den Schreibtisch. Liebevoll betrachtete sie das rote Mützchen, das darüber hing. Es war doch gut, daß sie sich auf feine Handarbeiten verstand! Er war so stolz gewesen auf das schöne goldene Monogramm, und nun erst sie! Wie selig war sie an jenem Tage gewesen, als sie ihn damit schmücken konnte. Ihre Tür hatte in den nächsten Tagen nicht still gestanden. Abgesandte der verschiedenen Studentenverbindungen kamen ihren Gerhard bitten, bei ihnen einzutreten, und in das Gefühl der Angst, das sie unwillkürlich überkam, in das Bewußtsein, daß ihre Geldmittel dazu keinenfalls genügten, mischte sich doch der berechtigte Stolz, ihn so begehrt zu sehen. Dann war der Direktor des Gymnasiums zu ihr gekommen.

„Sorgen Sie sich nicht um die Kosten, Frau Falk; Sie wissen, wie befreundet ich mit Ihrem lieben Manne war, und daß ich für kein eigenes Kind zu sorgen habe. Ihren tüchtigen Sohn zu halten, wird mir eine Freude sein."

Da hatte sie denn die Erlaubnis gegeben, und Gerhard war in die Verbindung eingetreten, der sein Vater einst angehört hatte.

Ihre Angst, er könnte durch die Freuden und Versuchungen des Studentenlebens vom rechten Wege abgelenkt werden, war unbegründet gewesen. Es gab keinen solideren Menschen als ihn; und sie freute sich selbst, wenn er in dem farbigen Mützchen vor ihr stand, das den hochgewachsenen jungen Mann viel besser kleidete, als irgend ein Hut es hätte können. So war das erste Semester schattenlos vergangen; jetzt hatte er bereits das zweite hinter sich. Da hatten sie ihn ihr eines Tages gebracht, totenbleich, mit einer Wunde an der Stirn, einen breiten Verband um das ganze Gesicht. Tödlicher Schreck hatte sie damals durchbebt; — jetzt lächelte sie darüber. Ja, eine Mutter muß sich auf alles verstehen, auch auf den Anblick und das Ausheilen von „Schmissen!" Nur seinen Stolz auf die Narbe verstand sie nicht recht; nach ihrer Meinung verunstaltete sie das ganze Gesicht.

Er kam noch immer nicht, und es war doch schon fünf Uhr geworden. Und da ergriff sie plötzlich der Gedanke, ob er wohl wieder auf einer

Mensur sei. Damals war er ja auch so viel später gekommen, und der aufgeräumte Schreibtisch — Herr Gott, daß sie erst jetzt daran denkt! — Das war ja damals auch so gewesen. — Das überlegene Lächeln ist von ihren Lippen geschwunden; vor die Möglichkeit einer neuen Verwundung gestellt, fühlt sie wieder ihr Herz vor Angst und Schrecken wild schlagen. Sie geht unruhig hin und her; sie öffnet die Tür zum Entree, um das Läuten nicht zu überhören; sie horcht, ob sie seine Schritte nicht vernähme. Mit den kleinen, hartgearbeiteten Händen streicht sie sich über das glatte Haar, das Not und Sorge vor der Zeit grau gefärbt haben; überall will sie noch etwas tun und findet doch nichts mehr. Und die Zeit vergeht so über alle Maßen langsam.

Schon hat es sechs Uhr geschlagen, da — endlich, endlich! — Schritte nach ihrer Wohnung hinauf. Sie steht an der Treppe und schaut hinab. Ihr Sohn ist es nicht, sein Freund Bertram! Nun weiß sie alles! Wieder eine Mensur, und ihr Gerhard will sie nicht erschrecken. Nun gilt es, eine mutige Studentenmutter zu sein.

Sie empfängt den jungen Mann mit freundlichen Worten. Aber als sie sein tiefernstes Gesicht sieht, erfaßt sie wieder die Angst, und sie fragt bebend:

„Ist die Wunde sehr groß?"

Bertram nickt. Er sieht sie an und will etwas sagen. Aber er vermag es nicht. Seine großen, dunklen Augen füllen sich mit Tränen; er ergreift ihre Hand und küßt sie, und sie fühlt die warmen Tropfen darüber laufen. Todesschreck lähmt ihre Glieder. Was ist geschehen? — Ihr Gerhard — ist er tot? —

Gellend hat sie die Worte ausgestoßen, aus bebender Angst über des Freundes ungewohnte Art, und doch überzeugt davon, daß es nicht sein kann, daß er nun sagen wird, es sei nicht so.

Aber er schweigt. In unterdrücktem Schluchzen zuckt sein kräftiger Körper. Da reißt sie sich von ihm los, das er sich aufrichten muß

„Tot?" schreit sie mit unsäglichem Entsetzen. „Tot? — Mein Gerhard tot? — Wie kam es?"

„Im Duell!" sagt der andere. „Eine unglückliche Kugel — sie traf die Stirn — wir haben ihn bewußtlos in die Klinik gebracht!"

„Lebt er noch?"

Ein Schimmer von Hoffnung liegt in der Frage.

Bertram schüttelt traurig den Kopf.

„Als wir ihn gebettet hatten, war der letzte Atemzug schon vorbei."

Still wird es in der kleinen Mansardenstube. Der Jüngling steht, gramgebeugt, ohne Worte des Trostes zu finden, vor der kleinen, zarten Frau, die entgeistert ins Leere starrt. So vergehen einige Minuten. Dann geht sie mit unheimlicher Ruhe an ihren Schrank und nimmt ein Tuch und einen Hut heraus.

„Führen Sie mich zu ihm, Bertram! Und sagen Sie noch ein: „Warum? — Was hatte er getan?"

„Ein schnelles Wort," murmelte Bertram kaum hörbar. „Im Eifer gesprochen . . . So fing es an."

Sie blickt ihn ungläubig an.

„Ein schnelles Wort," wiederholt sie, „weiter nichts?"

Alle Menschen auf der Straße sehen auf die beiden, auf die kleine Frau, die nicht schnell genug vorwärts kommt und so totenbleich aussieht, und auf den jungen Mann, dessen Äußeres tiefste Trauer ausspricht. Die Studenten, die ihnen begegnen, grüßen ehrfurchtsvoll und sehen voll Mitgefühl der Frau nach, die ihre Grüße gar nicht bemerkt hat, die nur immer weiter hastet, so schnell ihre Füße es vermögen.

Sie sind in der Klinik angelangt. Der Wärter öffnet ihnen den Raum, in den sie den Toten gelegt haben. Da ringt es sich heraus aus der Seele der Frau, all der Jammer, all das Entsetzen, der ganze furchtbare Schmerz, als sie das Unfaßbare vor sich sieht — ihren Sohn — den Stolz und die Freude ihres Herzens — dort auf der Bahre tot und kalt, die Binde über der zerschossenen Stirn.

„Gerhard," schreit sie, „Gerhard! Wach doch auf, Kind! Sieh, ich bin's ja, ich, Deine Mutter!"

Aber er liegt still da. Er hört nicht das rührende Flehen der Mutter, nicht alle die Liebesworte, die ihn im Leben so gefreut, die er so zärtlich erwiderte. Eiskalt liegt er da, und Eiseskälte legt sich wie erstarrend auch über das Herz der Mutter.

So findet sie der Wärter, als er das Haus schließen will und sie bittet, nach Hause zu gehen.

Da sieht sie müde zu ihm auf.

„Nach Hause?" wiederholt sie fragend „Ohne ihn? — Ohne meinen Gerhard? — Was soll ich da? — Laßt mich hier, guter Mann!"

Und sie neigt ihr Haupt auf die Hände ihres toten Lieblings und bleibt bei ihm sitzen, und der Wärter fährt sich über die Augen und geht still hinaus.

Und während draußen die Nacht hereinbricht und der Himmel sich schmückt mit unzähligen leuchtenden Sternen, sitzt in der Totenhalle der Klinik eine verzweifelnde Mutter, der ihr Letztes genommen ist, die ihren einzigen Sohn verloren hat — nicht auf dem Felde der Ehre fürs Vaterland, nicht in selbstloser Hingabe, um ein anderes Leben zu retten, — sondern der ihr gestorben ist, gefallen im Duell, als Sühne für ein schnelles Wort, im Eifer der Jugend gesprochen.

Unsere Bilder.

Dem Grafen Zeppelin, der sich ebenso wie Santos Dumont seit vielen Jahren mit der Konstruktion des lenkbaren Luftschiffes beschäftigt, ist es vor kurzer Zeit gelungen, mit seinem Ballon den Bodensee zu umfliegen, trotzdem starke Winde herrschten und somit für die Lenkung des Schiffes recht ungünstiges Wetter war. Graf Zeppelin hat durch diesen Erfolg bewiesen, daß er nunmehr der Erreichung seines Zieles ziemlich nahe gekommen ist, und sein Leben nicht umsonst schon viele Male bei den Flugversuchen auf das Spiel gesetzt hat. Unser Bild zeigt den Ballon des Grafen Zeppelin, wie er in einer Höhe von 400 Metern in majestätischer Sicherheit über den Wassern des Bodensees dahinschwebt — Die Wiedergabe des Gemäldes „Träumerei" von F. M. Bredt läßt in der Korrektheit seiner Linienführung und der geschmackvollen Auffassung des Sujets die Meisterhand seines Schöpfers erkennen. Die Gemälde Bredts, die häufig Szenen aus dem Orient sowie solche aus Mythe und Märchen zum Vorwurf haben, sind häufig mit Auszeichnungen bedacht worden. Bredt war einer der Mitbegründer der Sezession und leitete mehrere Male die sezessionistische Ausstellung zu Stuttgart.

Für Briefmarkensammler.

Der Balkanstaat Rumänien, der das 40jährige Regierungsjubiläum seines Herrschers und das 25jährige Jubiläum der Erhebung des Landes zum Königreich feiert, überschwemmt geradezu in diesem Jahre die Welt mit neuen Postwertzeichen. Kein Tag ohne Marken-Neuheit und alles bunt durcheinander. Soweit sich heute übersehen läßt, gibt die Postverwaltung des Staates vier Serien zu gleicher Zeit her-

aus. — Zu den schon erschienenen Wohltätigkeitsmarken (Spinnerin und Krankenpflegerin) kommt noch eine Markenserie hinzu, deren Einzelstücke als Bildschmuck eine Engelsgestalt auf Mosaikuntergrund zeigen. Die Inschrift Wohltätigkeitsmarke weist auf ihre Bestimmung hin. Die Serie zählt neun verschiedene Einzelstücke, nämlich: 1 Ban olivengelb, 3 Bani hellbraun, 5 Bani grün, 10 Bani karmin, 15 Bani violett, 40 Bani braun, 50 Bani braungelb, 1 Leu ziegelrot, 2 Leu orange. Die Bilder, die wir davon wiedergeben, sind folgende: 1 Ban-Wert:

Ablegung des Verfassungseides durch König Karl, 3 Bani-Wert: Der König im Reisewagen, 10 Bani-Wert: König Karls Begegnung mit Osman Pascha im Jahre 1878, 1 Leu-Wert: Einweihung der Kathedrale in Argeş. Diese Gedenkmarken machen einen vorzüglichen Eindruck und werden sich mit den bekanntesten philatelistischen Schaustücken, wie der berühmten Columbus-Serie der Vereinigten Staaten und anderen, um den Vorrang streiten. (Mitgeteilt vom Verlage von Schaubeks-Briefmarkenalbum, C. F. Lücke, G. m. b. H., Leipzig, Perthesstraße 2.)

Gedankensplitter.

Wer das Leben hienieden nicht unausstehlich finden will, muß zwei Dinge ertragen lernen: Schlechtes Wetter und schlechte Menschen.

Ein rechtes Wort zur rechten Zeit
Bringt manchem großes Herzeleid;
Ein wahres Wort zu seiner Zeit
Kehrt manches um zu aller Freud,
Ein freies Wort zu jederzeit —
Das sei mein Wahlspruch allezeit.

Andere lachen zu machen, ist keine schwere Kunst, so lange es einem gleich gilt, ob sie über unsern Witz, oder über uns selbst lachen

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Schippang, Düsseldorf.
Druck der Düsseldorfer Verlags-Anstalt Akt.-Ges., Neueste Nachrichten.